

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illustrirtes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl. und mit freier Postzusendung 5 fl. E. W. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumerirt in Ofen, im Kommissionsamt (Festungsauffahrt, links); in Pesth, im Redaktionsbureau (Dorotheergasse, Nr. 20); dann bei allen k. k. Postämtern.

Die Nacht der Ungst.

(Beschluß.)

In dem Augenblick fuhr mir der Gedanke durch die Seele, das Kind hinzusetzen und auf diese Weise das ganze unglückliche Abenteuer mit einem einzigen Schlag zu enden.

„Das hätte ich, hol' mich der Kukul, gethan!“ rief der Müßiggänger.

„Über das arme Kind?“ entgegnete der Lederhändler, dessen Gemüth keineswegs so zäh als seine Waare. „Was wäre aus dem geworden?“

„So dachte ich auch,“ erklärte der Erzähler, und gab das arme Würmchen dem bösen Dämon nicht preis. Jetzt aber blieb kein Ausweg mehr; ich ging damit nach Hause. Man wartete hier mit Sehnsucht auf mich. Wie mich aber mein Kammerdiener mit dem Kinde auf dem Arme ankommen sah, lachte er so herzlich in sich hinein, daß der Staub seiner Perücke in die Höhe flog, als wenn Jemand einen Mehlsack prügelte; eine alte Aufwärterin, die mir in der Hausflur begegnete, gerieth auf den Gedanken, ich hätte, wie der Prophet Elisa, ein todtes Kind in's Leben zurückgerufen und eilte nun zu meiner Gemahlin damit, um ihr zu zeigen, was für einen unvergleichlichen Wunderthäter sie ge'eirathet habe. — „Bester

Herr!“ rief Donna Paula, die Gouvernante meines Hauses, als ich in's Zimmer trat, „was für ein seltsames Angebinde bringet Ihr uns vom Mohrenplaze mit?“ — Ein Blick auf die verwunderte Donna zeigte mir, daß im Hause ein unheimlicher Vorfall sich ereignet habe. Ich erzählte in aller Schnelligkeit, wie ich zu dem Kinde gekommen und wollte dann wissen, warum sie so ängstlich und ungestüm auf mich her geäult. — „Seltsam!“ sprach sie. „Es ist als wenn der Himmel für den Verlust augenblicklich einen Ersatz senden will. Eure Cécilia, lieber Herr, ist um die Dämmerungskunde unruhig geworden; ihr Kopf fing an zu glühen und vor Angst wußte das arme Kindchen sich kaum mehr zu lassen. Der Doktor war hier und wird sogleich wieder kommen; er weiß aber nicht, was er dazu sagen soll.“ — Jetzt erst begann die wahre Nacht der Angst. Ich übergab der Gouvernante das fremde Kind und trat an die Wiege meiner Cécilie. Um augenblicklich zu bemerken, daß die kleine Kranke mit dem Tode rang, brauchte man nicht einmal ein Arzt zu sein. — „Weiß meine Frau, was hier vorgeht?“ fragte ich mit zerknirschtem Muth. — „Ich habe nicht das Herz gehabt, ihr Nachricht zu geben. Ihr wißt, wie sie seit der Niederkunft kränkelt; der kleinste Unfall ergreift sie wie ein schweres Mißgeschick — wie hätte ich es über mich gewinnen sollen, sie hierher in die Kammer des Todes zu führen, wo die Wiege ihres Kindes so schnell schon sein Grab zu werden droht?“

Ich sagte ihr, sie hätte sehr weise daran gehandelt, übergab das fremde Kind einstweilen der Amme und suchte das Beste zu hoffen. Der Arzt kehrte zurück. Er trug ein Heilmittel bei sich, welches er mit Hilfe des Apothekers selbst zubereitet hatte. Ließ sich auch über die sichere Wirkung desselben nichts Gewisses vorherbestimmen, so war es wenigstens nicht in kargem Vorrathe vorhanden, und sämtliche Kinder, die in den „Hussiten vor Raumburg“ wimmern, konnten hinlänglich vom Tode damit gerettet werden. Aber man mochte den Löffel so klein wählen, als man wollte, es ließ sich meinem armen Töchterchen nichts mehr einlösen. Bei herannahendem Morgen begann es an allen Gliedern zu zucken; der Arzt sprach von Todeskrämpfen, gegen welche seine Kunst nicht einmal die Defensiv mehr ergreifen könne.

Mein Kind starb, der fremde Knabe ward in seine Wiege gelegt; dem Augenblick aber, wo meine Frau die Berwechselung bemerken würde, sah ich mit unbeschreiblicher Angst entgegen. Kaum war der kleine Leichnam hinausgeschafft, so stürzte sie im Nachtkleide herein und verlangte ungestüm, ihre Tochter zu sehen. Ihre Wange

war bleicher noch als gewöhnlich, in allen ihren Gliedern zitterte der Schrecken. Behutsam führte ich sie zur Wiege; das Licht brannte ziemlich dunkel, sie vernahm das Athmen des Kindes, warf sich aufs Knie und faltete die Hände. — »Allen Heiligen im Himmel Dank!« rief sie. »Sie lebt!« — Ueberrascht fragte ich sie, was geschehen? Sie erzählte, daß es ihr im Traume gewesen, als stände sie mit ihrem Kinde an einem Wasser, über welches sie nicht hinüber gekonnt. Ein fremder Mann, der von jenseits gekommen, habe ihre Hilfe angetragen und durch freundliches Zureden sie bewogen, ihm ihre Tochter in die Arme zu geben, bis sie selbst glücklich hindurchgeschritten. Kaum aber habe er das Kind empfangen, sei er davon geeilt und alsbald zwischen Gesträuchen verschwunden. Nachzweilen sei unmöglich gewesen, sie habe mit der entsetzlichen Angsterungen und sei halb durch ihr eigenes Geschrei aufgewacht. So unendlich glücklich indessen sie sich auch beim Erwachen gefühlt habe, sei es ihr doch nicht möglich gewesen, im Bette zu bleiben und sich vom Leben ihrer Cäcilie nicht mit eigenen Augen zu überzeugen.

Erstaunen und Wehmuth waren die Empfindungen, mit welchen ich sie sprechen hörte. Am Morgen darauf, nachdem sie ruhiger geworden, machte ich sie mit der Wahrheit bekannt. Sie antwortete mit keiner Sylbe, verlangte auch die Leiche ihres Kindes nicht zu sehen und fügte sich mit lautloser Ergebung in das Schicksal. Aber an ihren Lebenskräften nagte der Schmerz; sie erlangte die vorige Gesundheit nicht wieder und noch weit weniger war an die vorige Heiterkeit zu denken. Von dem fremden Knaben wollte sie durchaus nichts wissen, sie hat ihn nie gesehen. Noch vier Jahre währte es, ehe sie der Himmel von meiner Seite nahm; mit einem neuen Segen der Ehe erfreute er uns nicht. Der Tod meiner Frau hätte für meinen Pflegesohn ein besseres Schicksal hebeiführen können; es war aber mit dem Jungen gar nichts anzufangen. Weiß Gott, wer seine Eltern gewesen; er wuchs als ein geborener Taugnichts auf und jeden Tag hatte ich neuen Aerger mit ihm. Keine Ruhe in seinem Wesen, keine Mäßigung in seinen Begierden, Zank und Lärm seine schönsten Freuden, Nichtsthun seine liebste Beschäftigung. Als ich in holländische Dienste trat, nahm ich ihn mit; von einer Seereise zurückgekommen, fand ich ihn nicht wieder. Niemand wußte von ihm zu sagen, und so ist's vielleicht ein sehr ferner Winkel, in welchem der garstige Weißkopf sich umher treibt.^a

»Hat er weißes Haar auf dem Kopf?« fragte der hannoversche Müßiggänger.

„Ein so bleiches Blond,“ war die Antwort, „daß er in der Ferne wie ein alter Mann aussieht; in Spanien ist auf jeden Fall Seinesgleichen nicht weiter zu finden.“

„Und trägt die Nase im Gesicht mehr nach der Linken als nach der Rechten hin?“

„Ganz recht! aber sollten Sie etwa, bester Herr..?“

„Freilich sollte ich!“ entgegnete der Müßiggänger. „Mein bester Freund, haben in Göttingen ein lustiges Leben mit einander geführt. Er hieß der z i n n e r n e A n d r e a s und in meinem Leben habe ich keinen Laugenichts getroffen, der weniger werth gewesen.“

„Andreas war sein Name,“ bemerkte der Schiffskapitän. „Aber wo mag er jetzt sein?“

„So viel ich weiß, ist er in eine reiche Heirath hineingerathen. Ein Seifensieder, der eine ansehnliche Strecke meines Vaterlandes besitzt, hat eine einzige Tochter hinterlassen; die hat den schönsten Männern alle Sorten von Körben gegeben und am Ende von dem zinnernen Andreas sich übertölpeln lassen. Wie weit er jetzt im Todärgern mit ihr steht, kann ich nicht sagen; ich warte aber stark auf seine Wittwerschaft, dann sollen die alten Tage wieder neu grünen.“

Der Seemann schwieg nachdenkend eine Zeit hindurch, und ehe er den Mund wieder öffnete, rollte der Postwagen in das Thor zu M. . hinein. Als wir ausstiegen, stieg auch der junge Tag aus dem Schooße der Finsterniß hervor; er sah blaß und nüchtern aus wie wir.

V i k t o r i a C o l o n n a .

(Fortsetzung.)

Seine glücklichen Streiche in dem letzten Feldzuge hatten die Aufmerksamkeit Franz I. erregt, der ihn an seinen Hof nach Fontainebleau einlud. Franz, der prächtliebendste und ritterlichste Monarch der Christenheit, liebte den Soldaten und liebte ihn um so mehr, je tollkühner er war. Er war es ja, der an seinen großen Gegner, Karl V., wie ein alter Ritter, geschrieben hatte: „Ihr und ich, wir sind Nebenbuhler, aber bewegen noch nicht Feinde. Wir lieben dieselbe Schöne, um die wir uns mit Eifer, aber mit Achtung bewerben müssen; kein Haß darf sich in unsere Leidenschaft mischen.“

Der berühmte Mann von Fleuranges, dessen Name in den Annalen des französischen Hofes so sehr hervorglänzt, stellte den jungen Diamanti vor, und dessen schöne Gestalt, lebhaftes Wesen und kriegerischer Ruhm thaten das Uebrige. Der König überschüttete den Ketter seiner Sache mit Reichthümern, Ehren und Auszeichnungen. Von drei arabischen Rassen der ausgesuchtesten Race der Wüste, die ihm der Kaiser von Marocco gesandt hatte, gab er dem Italiener zwei, nebst einem Falken, für den Sultan abgerichtet und von diesem als höchstes Ehrenbezeugniß seinem Verbündeten, Franz, geschenkt, die letztern mit den Worten, daß der Flug, die Kraft der Flügel und der Muth derselben ein passendes Sinnbild für einen Krieger seien, „für den nichts zu hoch und nichts zu schwer sei.“

Aber die Gluth der königl. Gunst und Gnade verlief sich. An einem Hofballe sah Diamanti die Viktoria Colonna, die Nichte des Kardinals Jeronimo aus jener berühmten erlauchten Familie. Sie war siebenzehn Jahre alt, in der Blüte des Lebens — eine prachtvolle italienische Schönheit. Diamanti fühlte, daß sein Bezwinger gekommen sei. Der unbändige Geist des Kriegers verwandelte sich in sehnsüchtiges Schwärmen des Liebhabers. Die liebenswürdige Colonna war gegen das Vergnügen, von einem jungen Helden geschmeichelt zu werden, der einer der schönsten Männer seiner Zeit war und dessen Thaten jene aller Andern weit überstrahlten, nicht unempfindlich. Aber der Cardinal war ganz anderer Meinung; stolz tabelte er die Nummung Diamantis und forderte, um seinen Tadel auch wirksam zu machen, die Vermittlung des Königs. Franz hatte seine schwache Seite, den Stolz der Geburt. Außerdem war er eigensinnig und wankelmüthig in seinen Verbindungen und es bereits müde, den Geist und Ruhm des Italieners zu ehren, die, wie er zu fürchten begann, selbst in den Augen der Höflinge seine eigenen verbunkeln möchten. Er benutzte deshalb des Cardinals Forderung, um seiner eigenen Unzufriedenheit Lust zu machen. Diamanti zog sich nach einer förmlichen Unterredung unwillig zurück; eine geheime Zusammenkunft mit seiner Geliebten bei einem Maskenballe an demselben Abende veranlaßte ihn jedoch zu einem zweiten Versuche. Er war weniger als erfolglos; der König ward gereizt und ließ Winke von dunkler niedriger Geburt fallen.

Dies war für den stolzen Sinn des Abenteurers zu viel. Selbst vor dem Könige griff er an sein Schwert, besann sich jedoch, verbogte sich mit höhnischem Lächeln vor dem Monarchen und sagte leise, er hoffe, es werde eine Zeit kommen, wo selbst sein Blut der Beachtung der Majestät würdig sein möchte.

Franz antwortete bloß mit einem Lächeln, und Diamanti entfernte sich; aber seinen feurigen Augenglanz, den gepreßten Ton seiner Stimme vergaß der Monarch nicht, er ahnete Rache und befohl plötzlich, den Italiener zu verhindern, den Pallast zu verlassen; aber der Befehl kam zu spät. Diamanti hatte sich sogleich auf sein Pferd geworfen und war in den Wald gejagt; vor Abend durchstreiften Soldaten alle Richtungen, aber ihre Verfolgung war fruchtlos. Die erste Kunde von Diamanti war der Ausbruch der Feindseligkeiten im östlichen, mittlern und nördlichen Italien zu gleicher Zeit. Er hatte seine Dienste den Kaiserlichen angeboten. Franz rief in seiner Reue aus: „Deutschland hat einen Soldaten gewonnen, der eine Armee von 20,000 Mann werth ist.“

Aber der König von Frankreich war selbst ein Ritter und nicht unempfindlich für die romantische Tapferkeit, die einst die Paladine und Löwenherzen mit dem Schwerdte in der Hand durch die Welt führte. Jede Stunde brachte Kunde von neuem Unglücke in Italien. Pescara, der berühmteste Befehlshaber in der kaiserlichen Armee, war mit einem starken Heere aus Tyrol herabgekommen und die französische Herrschaft jenseits der Alpen schien ihrem Ende nahe.

(Beschluß folgt.)

E i n e h r l i c h e r G e n e r a l .

Ein . . . Dragonerregiment ward an die persische Grenze beordert und der Oberbefehl einem Verwandten eines Favoriten anvertraut, jedoch festgesetzt, das alle drei Monate ein Inspektor den General besuchen solle, um zu sehen, ob die Truppen in dienstfähigem Zustande seien. Der General und Inspektor reiseten zusammen ab und nachdem der Letztere die Soldaten besahen und sie ihrem neuen Befehlshaber übergeben hatte, setzten sie sich beide zur Tafel. „Dieser Freund“ — begann der General — „diese weite Reise jährlich viermal zu machen, wird Ihnen sehr beschwerlich werden; können wir nichts ausfindig machen, um sie zu entbehren?“ Der Inspektor willigte ein und man kam überein, daß er ruhig in Petersburg bleiben und sich bloß auf die Berichte seines Freundes, des Generals, verlassen, dafür aber eine hübsche Entschädigungssumme erhalten solle. Der Handel war geschlossen, ehe der Inspektor abreisete und Jahre vergingen, ohne daß er gestört worden wäre. Durch einen Ministerwechsel kam ein neuer General nach Persien. Er ward von seinem Vorgänger sehr freundlich empfangen und schwamm ein

Naar Lage in lauter Freuden. Endlich ward er doch neugierig nach seinem Regimente, von dem er noch keine Spuren sah und der alte General nahm ihn, als er seinen Fragen nicht mehr ausweichen konnte, mit in sein Zimmer. »Ich will es Ihnen zeigen« — sagte er — »folgen Sie mir. Es ist hier.« — »Hier? Unmöglich! Wie hätten denn 1200 Mann und Pferde Platz in einem kleinen Zimmer?« — »Ich habe sie gelehrt, wenig Raum einzunehmen« — er wiederholte lachend der alte General, als er einen mit Gold gefüllten Kasten aufschloß. »Da ist ihr Regiment.« Er hatte nämlich die Leute sich loskaufen lassen und die Unterhaltungskosten derselben in die Tasche gesteckt. Sein Nachfolger, ganz entzückt über diesen Plan und den Theil, den er von dem Gelde erhielt, um zu schweigen, zögerte nicht, einem so preiswürdigen Beispiele zu folgen.

Theater in Pesth.

Bei der traurigen Lage, in welcher unsere Stadt durch das Eindringen der leidigen asiatischen Cholera versetzt ist, läßt sich leicht denken, daß nur wenige Personen zu Schauspielvergünungen Lust und Freude haben werden, obwohl sie um so eher Erheiterungen dieser Art aufsuchen sollten, um sich in eine bessere Stimmung zu versetzen. Das Theater wird daher wenig besucht. Nichtsdestoweniger kommt Herr Grim in seinen Pflichten als Direktor aus allen Kräften nach und sucht auch das ihm gebliebene kleine Publikum möglichst zu befriedigen. So haben wir diese Woche zwei Gäste zu sehen und zu hören bekommen, die der Beachtung in bedeutendem Grade verdienen. Wir meinen damit das Sängerpaa Hr. und Mad. Frisch, vom herzoglichen Hoftheater in Braunschweig. — Sie sang bereits die Desdemona im „Othello“ und die Rosine im „Barbier von Sevilla,“ und er den Figaro in letzterer Oper. Mad. F. ist nicht nur im Besitze einer herrlichen von der Natur mit allen nöthigen Gaben ausgestatteten Stimme, sondern auch einer vortrefflichen Schule, deren italienischer Ursprung nicht verläugnet werden kann, was sich besonders in der so schwierigen Einlage im zweiten Akte des Barbiers darthat. Auch im Spiel bewunderte sie viele Gewandtheit. — Hr. F. ließ einen kräftigen und wohlklingenden Bariton hören und spielte den Figaro zwar mit Anstand und ziemlicher Lebendigkeit, doch hätten wir ihn noch launiger gewünscht. Das Publikum nahm beide Gäste äußerst wohlwollend auf und überschüttete besonders Mad. Frisch mit lauten und wiederholten Beifallsbezeugungen. — Mögen uns beide geschätzten Gäste noch mit mehreren Darstellungen erfreuen und möge sich das Publikum zahlreicher in Italiens Tempel einfänden, um sich angenehme Stunden als Ersatz für die so sehr unangenehmen Tage zu ertaufen!

Der Modenkourier. Nr. 33.

(Paris, 25. Juli 1831.)

1. Kapoten von weißer Moire, farbig gefüttert; Kapoten von roher Pagne, blau oder rosenroth gefüttert; endlich Kapoten von glattem oder gebef-

ketem Stroh sind solche, welche man überall, zu jeder Zeit und bei jeder Klasse gewahrt.

2. Nichts ist verschiedener als die Art, die Haare auf der Stirn zu ordnen: flache Streifen, Chinesisch aufgerichtet, englische Locken, gekräuselte Büschel, glatte Büschel; all Dies wird getragen; all Dies ist schön und in der Mode.

3. Wir haben Kapoten von Vapor-Krepp gesehen, die mit einem sehr zartblauem Gros de Naples gefüttert und mit einfachen blauen Gazebändern und einem Blondschiefer geziert waren.

4. Zum Negligee-Anzug trägt man viele Ueberröcke, die vorne offen sind. Sie sind von farbigem Mouffelin und mit einem Saum umgeben. Wenn der Stoff einen weißen Grund hat, so bringt eine kleine Spitze am Rande einen guten Effect hervor. Viele haben eine große Peterine und einen viereckigen zurückgeschlagenen Kragen.

5. Einer der schönsten dieser Ueberröcke war von englischgrünem Organdi. Ober dem Saume war eine Reihe großer mit brauner Wolle gestickter Erbsen. Drei etagirt angebrachte Peterinen waren eben so eingestakt. Eine Krawatte um den Hals. Ein Unterkleid von weißem Gros de Naples. Eine Binde von Gros-grain mit blauer Seide gestickt.

6. Ein anderer Ueberrock von hellweißem Mouffelin hatte ober dem Saume acht kleine runde Schnürchen, welche in geringer Entfernung von einander angenäht waren. Diese Verzierung ist einfach und schön.

7. Die Damen erscheinen jetzt häufig auf Promenaden zu Pferde. Man gewahrt manchmal im Boulogner Wald ganze Cavalladen von Amazonen. Ihre Anzug läßt sich kaum von dem der bekannten Amazonen unterscheiden. Ein weißer Lanejout; ein Batiststuch um den Hals; ein graues Unterkleid von glattem Chaly; garnierte Pantalons und Stiefelchen; ein Männerhut mit breiten Rändern bilden im Allgemeinen einen Anzug, gegen den alle Verschiedenheiten der Mode scheitern.

8. Immer werden stark die kleinen Schürzen von gesticktem Gros de Naples mit kleinen, Portfeuille bildenden Taschen getragen. Man trägt sie auch von Gros de Naples mit kleinen Vierecken oder mit vielen Streifen.

9. Es ist jetzt in den Anzügen der jungen Franzosen und denen der jungen in Paris lebenden Engländer fast kein Unterschied. Ihre Anzüge bestehen größtentheils aus blauen oder schwarzen Fraks, aus weißen Westen und Pantalons; die letzteren sind von Zwilling.

Modenbild. Nr. 55.

1. Wiener Anzug vom 5. August. Krepphut mit Blumen geziert; Kleid von Gros de Naples. — Pariser Anzug vom 25. Juli. Reistrohhat mit Federn geziert. Kleid von Organdi. Mäntle von Spitzen.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.



MODEBLATT z. SPIEGEL.